

5 Figurationen

In diesem Kapitel geht es um ein weitere Kernkonzept der Eliasschen Perspektive, den Begriff und die Theorie der ‚Figuration‘. Elias hat hierzu in vielen seiner Veröffentlichungen grundsätzliche Überlegungen vorgestellt und auch konkrete Typen von Figurationen genauer analysiert. Die bekannteste dieser Figurationen ist die Etablierten-Außenseiter-Figuration (vgl. Elias/Scotson 1965/2002), auf die im Folgenden näher eingegangen wird (Abschnitt 5.3).

Wie zu zeigen ist, sind Figurationen nichts Statistisches und Unveränderliches, sondern sie verändern sich mit den menschlichen Interdependenzen und gesellschaftlichen Entwicklungen. Für Elias sind im Geflecht der Figurationen Fragen von Status und Macht zentral – aber auch diese sind in stetiger Bewegung. Elias’ Thesen zum Wandel von Figurationen und seine Macht-Konzeption im Sinne von ‚Machtbalancen‘ werden in Abschnitt 5.2 erörtert.

5.1 Der Begriff der Figuration

‚Figuration‘ ist das begriffliche Substrat, mit dem Elias die *Frage der wechselseitigen Abhängigkeit der Menschen voneinander* auf den Punkt bringt. Er ist der Auffassung, dass Menschen niemals alleine betrachtet werden können. Es mache keinen Sinn, sie jeweils als ‚Individuum‘ zu analysieren: Menschen können ohne die Ausrichtung an anderen Menschen und ohne die mittelbaren und unmittelbaren Zwänge, die andere auf sie ausüben, nicht existieren.

Spiegelt man dieses Menschenbild und die Wissenschaftsauffassung von Elias an seiner Biografie, so liegt es nahe, enge Zusammenhänge zu vermuten: Elias, der nach eigenen und Zeitzeugenaussagen gerne Professor werden wollte, sah sich zeit seines Lebens durch politische und soziale Umbrüche an der Verwirklichung seines Lebensplanes gehindert.⁴⁶ Professor im Sinne einer ‚ordentlichen‘ Professur war er nie, sondern stets nur Gastprofessor. Seinem Renommee,

46 Möglicherweise ist dieser Umstand auch eine Ursache dafür, dass Elias sich in der Regel aus politischen Auseinandersetzungen herausgehalten hat und sich vehement für eine distanzierte Haltung ausgesprochen hat.

das er ab den 1970er Jahren erwarb, tat dies zwar keinen Abbruch, aber er befand sich immer in ökonomischer und sozialer Abhängigkeit von den Empfehlungen anderer, die sich für eine Gastprofessur einsetzen. Das, was er theoretisch so stark machte, das „Netz interner und externer Bindungen“ (Gemeinschaften 1974/2006, 488), hielt ihn selbst umfassen, jedoch auch gefangen. In der Abwägung zwischen der Eigenständigkeit von Individuen und ihrer Angewiesenheit auf andere gewichtet er am Ende die kollektive Orientierung stärker. Dies zeigt sich an der Figur der Wir-Ich-Balance, die gegenüber der Ich-Wir-Balance die Oberhand behält.

Elias lehnt es ab, von ‚dem‘ Individuum zu sprechen. Für ihn kommen Menschen nur im Plural vor (s. Abschnitt 2.1.8). Des Weiteren hält er die Vorstellung, dass übergreifende Einheiten oder Gruppen handelnde Instanzen seien, für problematisch. In der Soziologie und der Alltagssprache ist häufig z.B. von ‚dem Betrieb‘ oder ‚der Familie‘ die Rede – als ob es sich dabei um selbständig handelnde Einheiten handle. Diese Praxis ist für Elias ein Symptom der allgegenwärtigen Verdinglichung und Objektivierung der Welt. Menschen handeln, so Elias, stets im Zusammenhang mit anderen Menschen und nicht aufgrund eines spezifischen ‚Wesens‘. Johan Goudsblom betont, dass dies keineswegs eine sprachliche Marotte sei: „Es ist durchaus nicht überflüssig, wenn der Plural ‚Menschen‘ unterstreicht, daß die Soziologie über Männer, Frauen und Kinder handelt, und nicht über den Menschen im Singular“ (Goudsblom 1979, 140).

Mit dem Begriff der Figuration bringt Elias die plurale Existenz von Menschen soziologisch zum Ausdruck. In ihm findet das Verhältnis von Individuum (besser: Individuen) und Gesellschaft seinen Niederschlag. Menschen sind keine gesellschaftslosen Individuen und Gesellschaften keine menschenlosen ‚Systeme‘. Mit dem Figurations-Begriff kann man der „traditionellen Zwickmühle der Soziologie: ‚Hier Individuum, dort Gesellschaft‘“ (Figuration 1986/2006, 103) entgegen. Gesellschaften sind nicht nur die Anhäufung von Personen:

„Das Zusammenleben von Menschen in Gesellschaften hat immer, selbst im Chaos, im Zerfall, in der allergrößten sozialen Unordnung eine ganz bestimmte Gestalt. Das ist es, was der Begriff Figuration zum Ausdruck bringt“ (Figuration 1986/2006, 101).

Figurationen sind Beziehungsgeflechte von Menschen, die mit der wachsenden gegenseitigen Abhängigkeit der Menschen untereinander immer komplexer werden. Die Mitglieder einer Figuration sind durch viele solcher gegenseitiger Abhängigkeiten (Interdependenzketten) aneinander gebunden. Figurationen sind soziale Prozessmodelle (s. Abschnitt 6.2).

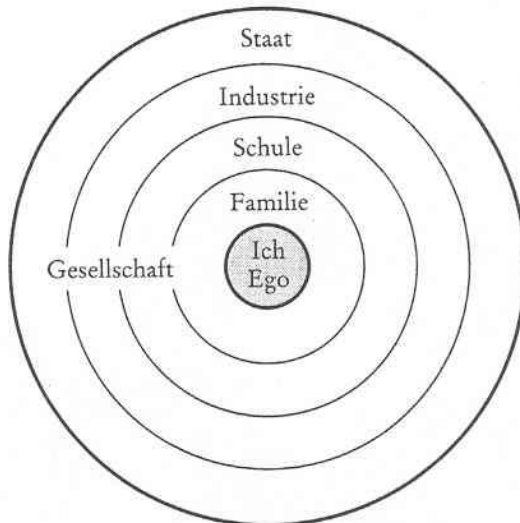
Im Haupttext des Zivilisationsbuches aus den 1930er Jahren spricht Elias zwar von „Verflechtungsfigur“ (Über den Prozeß 1939/1997, II, 248), aber den

Begriff der Figuration verwendet er noch nicht. 30 Jahre später, als er zur 1969er Ausgabe ein neues Vorwort – im Umfang von 73 Seiten – schreibt, nutzt er die abschließenden Passagen zur Vorstellung dieses neuen, zentralen Begriffes:

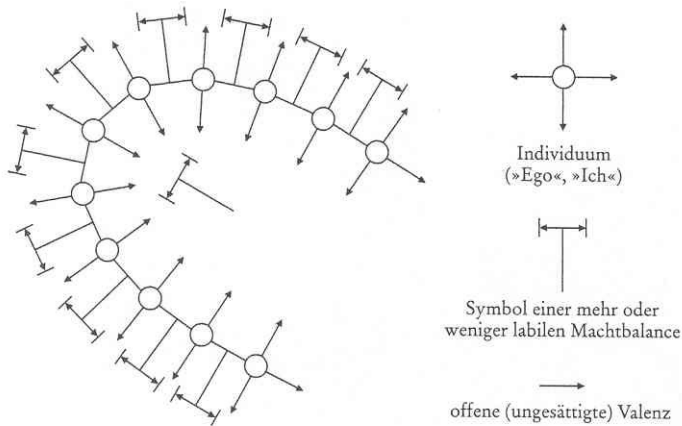
„An die Stelle des Menschen als einer ‚geschlossenen Persönlichkeit‘ ... tritt dann das Bild des Menschen als einer ‚offenen Persönlichkeit‘, die im Verhältnis zu andern Menschen einen höheren oder geringeren Grad von relativer Autonomie, aber niemals absolute oder totale Autonomie besitzt, die in der Tat von Grund auf Zeit ihres Lebens auf andere Menschen ausgerichtet und angewiesen, von anderen Menschen abhängig ist. Das Geflecht der Angewiesenheiten von Menschen aufeinander, ihre Interdependenzen, sind das, was sie aneinander bindet. Sie sind das Kernstück dessen, was hier als Figuration bezeichnet wird, als Figuration aufeinander ausgerichteter, voneinander abhängiger Menschen“ (Über den Prozeß 1939/1997, I, 70).

In seinem zeitgleich erschienenen Buch „Was ist Soziologie?“ (Soziologie 1970/2006) hat Elias den Figurations-Begriff ausführlich behandelt. Dort finden sich auch die folgenden Abbildungen, mit denen Elias seine Perspektive veranschaulicht:

Abbildungen: Figur 1 und Figur 2 (Elias 1970/2006: 13f.)



Figur 1: Grundschemata des egozentrischen Gesellschaftsbildes



Figur 2: Eine Figuration interdependenter Individuen¹
 (»Familie«, »Staat«, »Gruppe«, »Gesellschaft« usw.)

Die in Figur 2 verwendeten Pfeile stellen die Verbindung zwischen den Individuen dar. Elias geht es darum, die emotionale ‚Aufladung‘ dieser Verbindung benennen und den Unterschied zur ‚bloßen‘ Interaktion markieren zu können. Er bezeichnet die Verbindungen zwischen den Individuen deshalb als ‚Valenz‘. Allgemein bedeutet *Valenz* Wertigkeit. Objekte der Wahrnehmung und andere Menschen sind für ein Individuum nicht neutral, sondern besitzen Aufforderungscharakter (vgl. Soziologie 1970/2006, 238f., Anm. 1; 177-181):

„Das kann man sich modellartig am besten vergegenwärtigen, wenn man sich jeden Menschen zu einer gegebenen Zeit als ein Wesen mit vielen Valenzen vorstellt, die sich auf andere Menschen richten, von denen einige in anderen Menschen ihre feste Bindung und Verankerung gefunden haben, andere dagegen, frei und ungesättigt, auf der Suche nach Bindung und Verankerung in anderen Menschen sind“ (Soziologie 1970/2006, 179).

Für eine enge Beziehung zwischen Menschen benutzt Elias vor allem den Begriff der *affektiven Valenz* bzw. affektiven Bindung.

In *Figur 1* sind die einzelnen Bereiche säuberlich und hermetisch voneinander abgegrenzt. Vom kleinsten, inneren Kreis (dem mehr oder weniger isolierten, für sich stehenden Individuum) ausgehend, sind sie in konzentrischen Kreisen angeordnet. Eine andere Anordnung zeigt *Figur 2*: Hier wird die gegenseitige

Bezugnahme und Abhängigkeit der Individuen abgebildet, wobei es sich um kleinere Einheiten wie ‚Familie‘ oder um größere Einheiten wie ‚Gesellschaft‘ handeln kann.

Hermann Korte weist in seiner Elias-Biographie auf Missverständnisse des Figurations-Begriffes hin (vgl. Korte 1997, 156f.): ‚Figuration‘ ist eben nicht einfach ein anderer Begriff für Gruppe, die man sich als ein mehr oder weniger statisches Gebilde vorstellen muss, sondern ein Beziehungsbegriff, ein Modell eines sozialen Prozesses. Nur Menschen können Figurationen bilden; diese entstehen dadurch, dass Menschen eine bestimmte, gesellschaftsspezifische ‚Sprache‘ erlernen, zu der eine Reihe von Symbolen gehört, etwa der Umgang mit ‚Zeit‘ (siehe Abschnitt 3.3). Soziale Prozesse wie den Figurationswandel versteht Elias immer als langfristig; ihre angemessene soziologische Analyse muss nach seiner Vorstellung mindestens drei Generationen umfassen (vgl. Prozesse 1986/2006, 104; s. auch Abschnitt 6.1).

Da sich die gesellschaftliche Wirklichkeit, das Wissen und damit die Symbole von Gesellschaften permanent ändern, bleiben auch Figurationen nicht statisch:

„Einzelne Menschen leben miteinander in bestimmten Figurationen. Die einzelnen Menschen wandeln sich. Die Figurationen, die sie miteinander bilden, wandeln sich ebenfalls. Aber die Veränderungen der Figurationen, die sie miteinander bilden, obgleich unabtrennbar und ineinander verwoben, sind Veränderungen auf verschiedener Ebene und auf verschiedene Art. Ein einzelner Mensch kann eine relative Autonomie gegenüber bestimmten Figurationen haben, aber allenfalls nur in Grenzfällen (etwa des Wahnsinns) von Figurationen überhaupt“ (Figuration 1986/2006, 102).

Kerngedanke des Figurations-Konzeptes ist, dass Menschen nicht völlig autonom, aber auch nicht völlig abhängig sind Für Elias sind die Individuen nicht Opfer gesellschaftlicher Verhältnisse, aber sie sind eben auch nicht völlig autonom, sondern nur relativ autonom. Menschen halten sich gegenseitig ‚in Schach‘ und sind wechselseitig voneinander abhängig.

5.2 Figurationswandel und Machtbalancen

Im sechsten Kapitel von „Was ist Soziologie?“ hat sich Elias *allgemein* zum Figurationswandel geäußert. Dieses Kapitel trägt die Überschrift „Das Problem der ‚Notwendigkeit‘ gesellschaftlicher Entwicklungen“ (Soziologie 1970/2006, 213-238). Elias diskutiert hier die für ihn problematische Grundannahme vieler Gesellschaftstheorien, dass die gesellschaftliche Entwicklung zwangsläufig eine bestimmte Richtung nehmen müsse, auf Ursache-Wirkungs-Zusammenhänge

zurückgeführt werden könne und eine bestimmte Prognose bezüglich der weiteren Entwicklung nahelege. In Abgrenzung hiervon versteht Elias gesellschaftliche Entwicklung als ‚Figurationsstrom‘, der eine ungeplante und nicht vorhersehbare Richtung nehme.

Ausgehend davon, dass Aufgabe von Wissenschaft sowohl Diagnose und Erklärung als auch Prognose sein solle, stellt Elias fest: Man müsse sich bewusst sein, ob man eine Diagnose bzw. Erklärung (wie Figuration B, z.B. die UNO, aus Figuration A, verschiedenen Nationalstaaten, entstanden ist) oder eine Prognose (dass höchstwahrscheinlich aus Figuration A Figuration B entstehen muss) anstrebe. Das Wissen über einen in der Vergangenheit stattgefundenen Figurationswandel lässt keine Aussage darüber zu, dass dieser Wandel sich genauso wieder ereignen *muss*. Deshalb zweifelt Elias die „Notwendigkeit‘ gesellschaftlicher Entwicklung“ und die auf dieser These aufbauenden soziologischen Konzeptionen an.

Für Elias haben Figurationen die Eigenschaft der Plastizität. Jede relativ komplexe, differenziertere und höher integrierte Figuration von Menschen hat weniger komplexe, weniger differenzierte und weniger integrierte Figurationen zur Voraussetzung. Aber es ist nicht möglich, für diesen Prozess einen absoluten Anfang anzugeben.⁴⁷

„Mit relativ undifferenzierten, wenn auch für viele Menschen gefühlsmäßig befriedigenden Begriffspolaritäten, wie ‚Determiniertheit‘ oder ‚Undeterminiertheit‘ wird man der Differenziertheit der Probleme, mit denen man es bei den von Individuen gebildeten Figurationen und deren Wandlungstendenzen zu tun hat, kaum gerecht“ (Soziologie 1970/2006, 221).

Es besteht keine Notwendigkeit, allenfalls eine große Wahrscheinlichkeit, dass sich Figurationen in einer bestimmten Weise, z. B. von einer einzelgesellschaftlichen, kleineren zu einer weltgesellschaftlichen, größeren Einheit entwickeln. Elias misst den sog. *nicht-beabsichtigten Folgen menschlichen Handelns* eine große Bedeutung zu. Die in einer Figuration miteinander verflochtenen Individuen bringen zwar soziale Entwicklungen in Gang, durchschauen diese aber nicht immer und können diese auch nicht kontrollieren; der Gang der Ereignisse entgleitet ihnen. Die Mitglieder einer Figuration haben Schwierigkeiten, sich von ‚ihrer‘ Figuration zu distanzieren. Über den Anpassungszwang, der mit der Zu-

47 Gabriele Klein hat in ihrer Untersuchung „Frauen Körper Tanz. Eine Zivilisationsgeschichte des Tanzes“ (Klein 1992) den Wandel von Figurationen innerhalb der Tanzgeschichte (vom Menuett zum Walzer) untersucht.

gehörigkeit einer Figuration einhergeht, sind sich die Menschen meist nicht im Klaren:

„Man schreckt vor der Idee zurück, daß ‚Gesellschaften‘ oder, um es weniger zweideutig zu sagen, die Figurationen, die Menschen miteinander bilden, eine gewisse Macht über die sie bildenden haben und ihre Freiheit beschneiden. Aber man mag wünschen, was man will: wenn man sich einfach die verfügbaren Belege ansieht, bleibt einem nur der Schluß, daß Figurationen die Reichweite individueller Entscheidungen beschränken und in vieler Hinsicht eine zwingende Kraft haben – auch wenn ihre Macht nicht, wie es oft dargestellt wird, außerhalb der Individuen liegt, sondern lediglich von der Interdependenz zwischen Individuen herrührt“ (Elias/Scotson 1965/2002, 267).

Hier bringt Elias einen zentralen Gedanken ins Spiel, die Frage der Macht. Es erscheint schwer vorstellbar, dass die Figuration als solche ‚Macht‘ hat, und zwar alleine dadurch, dass die zu ihr gehörenden Verflechtungen die Menschen einschränken. Aber genau dies ist die Perspektive von Elias.

In der Alltagssprache wird über *Macht* meist dann gesprochen, wenn es um Fragen politischen Einflusses und des Durchsetzungsvermögens einzelner Personen geht. Hier überwiegt das vergegenständlichte Denken von Macht als einer Eigenschaft oder einer Ressource, die man ‚hat‘ oder ‚nicht hat‘. Eine solche Perspektive lehnt Elias ab und ersetzt sie entsprechend seines Denkens in Relationen durch Machtbeziehungen bzw. Machtverhältnisse. Menschen sind niemals per se mächtig, sondern nur in Relation zu anderen, die weniger mächtig, aber selten wirklich ohne Macht (ohnmächtig) sind. Auch Macht ist kein Ding, sondern ein Prozess. Typologien wie die von Max Weber zur charismatischen oder bürokratischen Herrschaft (vgl. Weber 1922/2002) sind für Elias nicht von Interesse. Er betrachtet Macht unter der Leitidee von ‚Spielmodellen auf verschiedenen Ebenen‘ (vgl. Soziologie 1970/2006). Mit der Komplexität von Gesellschaften verstärkt sich die Notwendigkeit, sich auf eine wachsende Anzahl von Spielern einzustellen. In diesem Modell geht es eher um *Mitspieler* als um Gegenspieler.

Elias‘ Grundauffassung, dass Menschen immer ‚ein bisschen‘ autonom sind, wirkt sich auch auf seinen Macht-Begriff aus. Macht versteht Elias als monopolartige Kontrolle über Ressourcen. Sie gehört zu *allen* menschlichen Beziehungen und ist für Elias‘ Figurationssoziologie unverzichtbar. Auch Macht ist nichts Statisches, ist nicht per se vorhanden, und sie ist nicht nur für besonders mächtige Menschen verfügbar. Vielmehr geht Elias davon aus, dass selbst die sonst als machtlos bezeichneten Menschen Macht haben:

„Man vergegenwärtige sich, daß auch das Baby vom ersten Tage seines Lebens an Macht über die Eltern hat und nicht nur die Eltern über das Baby – es hat Macht über sie, solange es für sie in irgendeinem Sinne einen Wert besitzt. Wenn das nicht der Fall ist, verliert es die Macht – die Eltern können ihr Kind aussetzen, wenn es zu viel schreit. Das gleiche läßt sich von der Beziehung eines Herrn zu einem Sklaven sagen: Nicht nur der Herr hat über den Sklaven Macht, sondern auch – je nach seiner Funktion für ihn – der Sklave über den Herrn. Im Falle der Beziehung zwischen Eltern und Kleinkind, zwischen Herrn und Sklaven sind die Machtgewichte sehr ungleich verteilt. Aber ob die Machtdifferentiale groß oder klein sind, Machtbalancen sind überall da vorhanden, wo eine funktionale Interdependenz zwischen Menschen besteht“ (Soziologie 1970/2006, 94).

An der Machtthematik wird die integrierte Perspektive auf Mikro- und Makroprozesse bei Elias beispielhaft deutlich. Machtrelationen finden sich auf der Mikroebene, wie oben erwähnt zwischen Eltern und Kindern (vgl. Eltern 1980/2006) und zwischen Staaten, z.B. zwischen dem deutschen Kaiserreich und seinen Nachbarstaaten in den Jahren vor dem Ersten Weltkrieg (vgl. Studien Deutsche 1989/2005), also auf der Makroebene. Macht gehört zur Grundausrüstung gesellschaftlicher Beziehungen und wird von Elias ganz unaufgeregt betrachtet: Es ist nicht verwerflich, mächtiger als andere zu sein, aber es ist gleichzeitig völlig alltäglich, unter Umständen von heute auf morgen zu den weniger Mächtigen zu gehören.

Zur Macht gehört immer Gegenmacht. Schon für die höfische Gesellschaft hatte Elias darauf hingewiesen, dass Feudalherren in ihren Entscheidungen nicht völlig autonom, sondern auch abhängig vom Verhalten ihrer Untergebenen seien. Auch die Mächtigen sind in der Ausübung ihrer Macht nicht frei. Entsprechend dieser Grundauffassung betont Elias die Idee von Macht als einem dynamischen *Machtverhältnis* noch stärker, als es etwa Michel Foucault (vgl. Foucault 1994; s. auch Treibel 2006a, 65f.) getan hat.

Elias führt den Begriff der *Machtbalance* ein. Eine solche Kategorie scheint zunächst unsinnig: Zeichnet sich Macht nicht gerade durch Asymmetrie, also durch ein Ungleichgewicht aus? Da Elias die Vorstellung einseitiger Abhängigkeiten verwirft, ist für ihn jedoch eine statisch verstandene *Asymmetrie* wenig hilfreich:

„Man sagt, jemand ‚hat‘ Macht und läßt es dabei bewenden, obwohl der Wortgebrauch, der Macht als ein Ding erscheinen läßt, in eine Sackgasse führt. Es ist schon vorher darauf hingewiesen worden, daß sich Machtprobleme nur der Lösung näher bringen lassen, wenn man unter Macht unzweideutig die Struktureigentümlichkeit einer Beziehung versteht, die allgegenwärtig und die – als Struktureigentümlichkeit – weder gut noch schlecht ist. Sie kann beides sein. *Wir hängen von anderen ab, andere hängen von uns ab.* Insofern als wir mehr von anderen abhängen

als sie von uns, haben sie Macht über uns, ob wir nun durch nackte Gewalt von ihnen abhängig geworden sind oder durch unsere Liebe oder durch unser Bedürfnis, geliebt zu werden, durch unser Bedürfnis nach Geld, Gesundheit, Status, Karriere und Abwechslung“ (Soziologie 1970/2006, 119; Hervorh. A.T.).

Es gibt nie nur einseitige Abhängigkeiten, sondern stets Machtbalancen, die für Elias der Kern zwischenmenschlicher Beziehungen sind. Diese sind ein Indikator der gegenseitigen Abhängigkeiten, in der sich Menschen befinden: Spannungen und Konflikte zwischen Menschen, Menschengruppen und auch zwischen Staaten sind einem ständigen Wandel unterworfen.

Ein zentrales Anwendungsfeld für das Modell der Machtbalance ist das *Geschlechterverhältnis*, also das Verhältnis zwischen Männern und Frauen. Elias selbst hat die Wandlungen dieser Machtbalance in zwei größeren Analysen und einem kürzeren Text explizit untersucht:

- Der Aufsatz „Wandlungen der Machtbalance zwischen den Geschlechtern: Eine prozeßsoziologische Untersuchung am Beispiel des antiken Römerstaats“ (Machtbalance Geschlechter 1986/2006) verlegt – in für Elias charakteristischer Weise – Ort und Zeit der Betrachtung in das historische Feld.
- Der nicht veröffentlichte und lange Zeit als ‚verschwunden‘ geltende Text „Wandlungen des Geschlechtergleichgewichts“, den Elias wohl in den 1960er Jahren schrieb, befindet sich im Elias-Nachlass in Deutschen Literaturarchiv in Marbach am Neckar.⁴⁸
- In dem Vorwort zu der Untersuchung von Bram van Stolk und Cas Wouters über „Frauen im Zwiespalt“ (van Stolk/Wouters 1987) berichtet Elias über seine enge Anbindung an das Forschungsprojekt der beiden Schüler und reflektiert dessen Ergebnisse (vgl. Vorwort zu van Stolk/Wouters 1987/2006).

Elias hatte bereits im zweiten Band des Prozessbuches die Untersuchung der Beziehungen zwischen Männern und Frauen als wichtig vermerkt und seine Beschäftigung damit angekündigt.⁴⁹

48 Diesen 76-seitigen Text und weitere Manuskripte von Elias zur Geschlechterthematik haben Gabriele Klein und Katharina Liebsch einer genauen Exegese und Interpretation unterzogen. In ihrem Aufsatz „Egalisierung und Individualisierung. Zur Dynamik der Geschlechterbalancen bei Norbert Elias“ (Klein/Liebsch 2001) tragen sie auch der Tatsache Rechnung, dass dieser Text bislang nicht veröffentlicht ist und dokumentieren ihn ausführlich.

49 „Dieses Spezialproblem [Sexualität und Veränderung der Schamentwicklung; A.T.], wichtig, wie es ist, musste hier zunächst beiseite gestellt werden. Es verlangt zu seinem Aufschluß eine Darstellung und eine genaue Analyse der Wandlungen, denen im Laufe der abendländischen

Betrachtet man die Eliasschen Überlegungen im Kontext der aus der Frauenforschung der 1970er Jahre in den 1980er Jahren entstandenen Geschlechterforschung, so kann man Elias mit gutem Recht als Pionier bezeichnen. Er musste nicht erst das politische Engagement für eine rein feministische Position in eine integrierte Geschlechter-Sicht transformieren, sondern vertrat diese Ansicht von Grund auf:

„Auf die eine oder andere Weise erzeugen die Probleme der Frauen die Versuche ihrer Lösung Probleme der Männer und umgekehrt. Die sozialen und persönlichen Probleme sind verschieden, aber sie sind auch ganz und gar interdependent und untrennbar. In der Tat zeigt diese Arbeit [van Stolk/Wouters 1987] sehr plastisch, daß Frauenprobleme Männerprobleme und Männerprobleme sind, die jeweils aus verschiedener Perspektive gesehen und mit verschiedenen, sich wandelnden Machtpotentialen zur Geltung gebracht werden. Denn das ist der springende Punkt. Was wir heute erleben, ist unverkennbar eine Phase in einem langhingelegenen Machtkampf zwischen zwei Gesellschaftsgruppen, der einige Ähnlichkeit mit anderen Machtkämpfen zwischen innerstaatlichen Gruppen hat und sich zugleich in bestimmter Weise von ihnen abhebt. Er hat mit anderen Kämpfen dieser Art gemein, daß es sich dabei um ein größeres Maß an sozialer Gleichheit zwischen Gruppen geht, deren eine – die Frauen – in vieler Hinsicht eine Außenseiterposition innehatte: ihre Mitglieder waren traditionellerweise von vielen sozialen Positionen ausgeschlossen, die von der anderen Gruppe monopolisiert wurden. Zugleich aber sind diese beiden Gruppen in einer Weise voneinander abhängig wie keine Etablierten- und Außenseitergruppen sonst. Jenseits aller Ideologien kann man feststellen, daß keine anderen Menschengruppen biologisch derart aufeinander ausgerichtet sind“ (Vorwort van Stolk/Wouters 1987/2006, 243).

An diesem Zitat wird deutlich, dass Elias das Geschlechterverhältnis sowohl unter dem Aspekt der ‚Machtbalance‘ als auch als Etablierten-Außenseiter-Figuration⁵⁰ betrachtet.

Geschichte die Struktur der Familie und der gesamten Geschlechterbeziehung unterworfen war“ (Über den Prozeß 1939/1997, II, 412).

50 In seiner anregenden Betrachtung des Verhältnisses von „Wir und ‚Die-da‘“ geht Zygmunt Bauman ausführlich auf Elias’ Etablierten-Außenseiter-Figuration ein und bezieht sie abschließend ebenfalls auf das Geschlechterverhältnis: „Die Neigung der Etablierten, Neuankömmlinge als gefährliche Außenseiter auszudeuten, äußert sich vielleicht am einprägsamsten im notorischen Widerstand der Männer gegen die Ansprüche der Frauen auf gleiche Rechte bei Beschäftigung und beim Wettbewerb um sozial einflussreiche Positionen. Der Zugang von Frauen in einst abgeschottete männliche Bereiche stellt zuvor unumstrittene Regeln in Frage und führt damit ein Element von Unsicherheit und Verwirrung in eine vorher klar strukturierte Umgebung ein, was starke Ablehnung hervorruft. Die feministische Forderung nach gleichen Rechten erweckt ein Gefühl von Bedrohung, das wiederum verärgerte Antworten und aggressive Haltungen auslöst“ (Bauman 2000, 74f.).

In der Elias-Rezeption spielt die Thematik ‚*Machtbalance* der Geschlechter‘ eine prominente Rolle. In den Niederlanden sind die Studien von Cas Wouters führend.⁵¹ In Deutschland sind vor allem die Veröffentlichungen von Stefanie Ernst, Gabriele Klein, Jan-Peter Kunze, Katharina Liebsch und meine eigenen Arbeiten zu nennen.⁵²

Figurationswandel und Machtbalance sind, so betont Elias, nicht nur auf innerstaatlicher, sondern auch auf zwischenstaatlicher Ebene zu untersuchen: die beiden Prozesse verschmelzen immer mehr miteinander (vgl. Soziologie 1970/2006, 227ff.). Soziale und politische Probleme entstehen sowohl durch eine Veränderung der Machtbalance wie durch eine Verhinderung einer solchen Veränderung.

5.3 Etablierte und Außenseiter

In den kontinuierlichen Macht- und Konkurrenzkämpfen unter den Menschen sind die Chancen also nicht immer gleich verteilt: Wer heute relativ machtlos ist, kann morgen schon relativ mächtig sein bzw. einen Machtzuwachs erfahren haben und dadurch die Machtbalance zu seinen oder ihren Gunsten verändern. Elias untersucht Macht als sozialen Prozess. Seine Auffassung, dass in Figurationen die völlig Mächtigen eben *nicht* säuberlich von den völlig Machtlosen geschieden werden können, hat er anhand verschiedener Verflechtungszusammenhänge analysiert. Die grundlegende Studie ist unter dem Titel ‚Etablierte und Außenseiter‘ (Elias/Scotson 1965/2002) erschienen und geht auf eine empirisch-theoretische Untersuchung zurück, die Elias gemeinsam mit John L. Scotson, einem Schüler, in den Jahren 1958 und 1959 während seiner Dozententätigkeit an der Universität Leicester durchgeführt hat. Die Bevölkerung einer kleinen Ortschaft in der Nähe von Leicester, die sie Winston Parva nennen, verstehen Elias und Scotson als Etablierten-Außenseiter-Figuration – wobei die Langan-

51 Cas Wouters hat den von ihm begründeten Begriff der Informalisierung an den Wandlungen der Geschlechterbeziehungen festgemacht. Neben der mit van Stolk durchgeführten Untersuchung (van Stolk/Wouters 1987), zu der Elias das erwähnte aufschlussreiche Vorwort geschrieben hat (vgl. Vorwort van Stolk/Wouters 1987/2006), hat Wouters zahlreiche Studien zu dieser Thematik vorgelegt (vgl. Wouters 1986; 1997; für eine Langfristperspektive siehe Wouters 2004 und 2007).

52 Vgl. in chronologischer Reihung: Ernst 1996, 1999; Treibel 1997; Klein/Liebsch 1997; Kunze 2005. Der einschlägige Band zur ‚Zivilisierung des weiblichen Ich‘ (Klein/Liebsch 1997) enthält neben Beiträgen von Ernst, Treibel, Wouters u.a. auch den in Kapitel 1 bereits empfohlenen Überblick von Heike Hammer über ‚Figuration, Zivilisation und Geschlecht‘ (Hammer 1997).

sässigen die Etabliert(er)en und die Neuankömmlinge die Außenseiter sind. Die Autoren bezeichnen ihre Studie als „Figurationstheorie in Aktion“ (Elias/Scotson 1965/2002, 265). Auf die grundsätzlichen Implikationen gehen sie vor allem in Kapitel IX mit dem Titel „Ein theoretischer Schluß“ (Elias/Scotson 1965/2002, 234-268) ein. Außerdem verfasst Elias zu einem späteren Zeitpunkt in alleiniger Autorschaft das theoretische Essay zur „Theorie von Etablierten-Außenseiter-Beziehungen“ (Theorie Etablierte-Außenseiter 1976/2002), das der Buchausgabe vorangestellt wurde.

Die Konstellation in der Gemeinde sei kurz erläutert: In Winston Parva gab es zum Zeitpunkt der Untersuchung Ende der 1950er Jahre drei Gruppen, die in verschiedenen Zonen wohnten. Die altansässigen Familien wohnten in Zone 1 und Zone 2, die sozial Verachteten in Zone 3, die abfällig als „Rattengasse“ bezeichnet wurde. Die sozialen Unterschiede zwischen den beiden Hauptgruppen (Zone 2 und Zone 3) waren gering: Beide Gruppen bestanden aus Familien von Arbeiterinnen und Arbeitern. Die eher bürgerlichen Familien aus Zone 1 spielten in dem Konflikt nur eine geringe Rolle. Die Grenze verlief nicht entlang der Klassenunterschiede (zwischen Zone 1 und den beiden übrigen), sondern zwischen den *alten* und den *neuen* Familien. So bildete sich eine ‚Koalition‘ zwischen Zone 1 und 2 auf der einen Seite gegen Zone 3 auf der anderen Seite.

Das Verhältnis zwischen alten und neuen Familien ist für Elias und Scotson eine Grundfiguration menschlicher Beziehungen: „Man kann Varianten derselben Grundfiguration, Zusammenstöße zwischen Gruppen von Neuankömmlingen, Zuwanderern, Ausländern und Gruppen von Alteingesessenen überall auf der Welt entdecken“ (Etablierte und Außenseiter 1965/2002, 247).

Der eine Teil der Etablierten-Außenseiter-Figuration in Winston Parva waren die *alten* Familien. Diese schlossen sich, so verfeindet sie untereinander auch (gewesen) sein mögen, gegen die neuen Familien zusammen. Sie hielten die neuen Familien auf Distanz, behandelten sie mit Verachtung und lehnten Kontaktversuche rigoros ab. Versuchte jemand, entgegen dem Tabu, Kontakt zu den Neuen aufzunehmen, wurde er oder sie durch Statusminderung sanktioniert. Es wurde versucht, die Neuankömmlinge von allen Möglichkeiten, die zu einem Machtzuwachs führen könnten, auszuschließen. Macht wurde monopolisiert; um ihren Erhalt wurde – gegebenenfalls auch mit Mitteln der üblen Nachrede und des Klatsches – gekämpft. Die sog. alten Familien bildeten dadurch, dass in ihrem Kreis eine bestimmte Hierarchie und Verhaltenscodes galten, eine Figuration. Ihre jeweiligen Codes erforderten ein hohes Maß an Selbstdisziplin und Gruppenzusammenhalt; die aus diesen Kontrollanstrengungen resultierenden Frustrationen wurden durch Macht- und Statusgewinne kompensiert. Denn die Einheimischen, die im Statusgefüge der Gesamtgesellschaft keineswegs zu den Etablierten gehörten, stiegen in der Figuration mit den Neuankömmlingen auf.

Als länger ansässige und untereinander enger verbundene Gruppe nutzten sie Diffamierung und Abgrenzung, um die Neuankömmlinge auf Distanz zu halten und ihren eigenen Status abzusichern bzw. aufzuwerten. *Die Etablierten sicherten ihren Status durch Ausgrenzung der Außenseiter.*

Der andere Teil der Etablierten-Außenseiter-Figuration von Winston Parva waren die *Neuankömmlinge*. Diese waren im Gegensatz zu den Ansässigen keine Gruppe mit einem Wir-Gefühl; sie kamen aus unterschiedlichen Regionen nach Winston Parva und bildeten untereinander keine Gemeinschaft. Zu Beginn ihrer Ansiedelung in Winston Parva waren sie entwurzelte Menschen. In den Augen der Einheimischen fügten sie sich nicht genügend ein. Mit der Zeit verinnerlichten die Neuankömmlinge das schlechte Image, das ihnen die Etablierten aufdrückten; sie blieben Außenseiter und nahmen sich selbst als Außenseiter wahr. Ein Teil der Jugendlichen wurde sozial auffällig oder delinquent. Nachdem einige der sog. Problemfamilien Winston Parva verlassen hatten, ging die relativ hohe Delinquenz-Rate in Zone 3 (die ursprünglich den Anstoß zu der Untersuchung gegeben hatte), zurück. Ungeachtet dessen *hatten die Zuwanderer die negative Zuschreibung verinnerlicht.*

Das Zusammenspiel zweier spezifischer Zuschreibungsprozesse verstärkt das Machtgefälle zwischen den beiden Gruppen: das eine ist die Zuschreibung eines Gruppencharismas, das andere die Zuschreibung einer Gruppenschande. Das *Gruppencharisma* ist mit einem überhöhten, positiv besetzten Wir-Ideal verbunden: Die Mitglieder der betreffenden Gruppe halten sich für die besseren, zivilisierteren Menschen. Das negativ besetzte Pendant ist die *Gruppenschande*, ein Etikett, mit dem Außenseiterinnen und Außenseiter belegt werden und das häufig in deren eigene Selbstwahrnehmung einfließt. Wie in Abschnitt 4.3 erläutert, ist für Elias ein höheres Maß an Selbstkontrolle, der gesellschaftliche Zwang zum Selbstzwang, ein zentrales Merkmal des Zivilisationsprozesses: An den sog. alten Familien von Winston Parva lässt sich die Ambivalenz dieses Prozesses gut beobachten. Der Gruppenglaube der alten Familien war zu starr, als dass sie erkennen konnten und wollten, dass es sich bei der Mehrheit der Bewohnerinnen und Bewohner von Zone 3 – nicht anders als sie selbst es waren – um ruhige, mit sich selbst beschäftigte Leute handelte. Diese festgezurrte Meinung und das Beharrungsvermögen gegenüber anders lautenden Erfahrungen zeigen die andere Seite der Medaille, nämlich das verkrampfte Festhalten am Gruppencharisma.

In einer Passage im ‚Theoretischen Schluß‘ des Buches betonen Elias und Scotson nachdrücklich, dass sie mit ihrer Analyse auf keinen Fall eine Wertung vornehmen wollen und dass die Verhaltensweisen der Etablierten und der Außenseiter – soziologisch gesehen – nicht überraschen können:

„Diese Spannungen traten nicht auf, weil die eine Seite böse oder hochfahrend war und die andere nicht. Sie waren in dem Muster begründet, das sie miteinander bildeten. Hätte man die ‚Dörfler‘ gefragt, hätten sie vermutlich geantwortet, daß sie keine Neubausiedlung vor ihrer Haustür haben wollten; und hätte man die ‚Siedlungs‘leute gefragt, hätte man wahrscheinlich zu hören bekommen, daß sie lieber anderswo wohnen wollten als neben einer solchen älteren Gemeinde. Einmal zusammengeworfen, waren sie in einer Konfliktsituation gefangen, die keine der beiden Seiten zu steuern vermochte und die man als solche verstehen muß, wenn man in anderen, ähnlichen Fällen eine bessere Lösung sucht. Die ‚Dörfler‘ behandelten die Neuankömmlinge natürlich so, wie sie Abweicher in ihrer eigenen Nachbarschaft zu behandeln pflegten. Und die Zuwanderer benahmten sich an ihrem neuen Wohnort ganz unschuldig so, wie es *ihnen* natürlich erschien. Sie waren sich nicht bewußt, daß sie dort auf eine etablierte Ordnung trafen, mit eingespielten Machtdifferenzialen und einer festen Position der Kerngruppe tonangebender Familien. Für die meisten von ihnen war unbegreiflich, warum die Alteingesessenen ihnen mit Verachtung begegneten und sie auf Distanz hielten. Aber die Rolle einer niedrigeren Statusgruppe, in die sie versetzt wurden, und die unterschiedslose Diskriminierung aller Zuzügler in der ‚Siedlung‘ muß sie früh davon abgeschreckt haben, sich um engere Kontakte mit den älteren Einwohnern zu bemühen. Beide Seiten agierten in dieser Lage ohne viel Nachdenken in einer Weise, die man hätte voraussehen können. Einfach weil sie als Nachbarn interdependent wurden, trieben sie in eine Gegnerschaft hinein, ohne recht zu verstehen, was da geschah, und gewiß ohne eigenes Verschulden“ (Etablierte und Außenseiter 1965/2002, 246f.; Hervorh. im Original).

Zur Statusideologie der alten Familien in Winston Parva gehörte es, sich als ordentlicher und sympathischer einzustufen als die Neuankömmlinge. Elias und Scotson stellen fest, dass die Standards der Selbstbeherrschung und Selbstkontrolle bei den Altansässigen höher waren als bei den Neuankömmlingen. Ein hohes Maß an gegenseitiger Kontrolle, Selbstkontrolle und Konformität war notwendig, um das Gruppencharisma (hier: die Zugehörigkeit zu den alten, respektablen Familien) aufrechtzuerhalten.

Zusammenfassend sei betont: In ihrer Untersuchung des sozialen Netzwerkes in Winston Parva stellten Elias und Scotson eine deutliche Hierarchie fest, eine Rangordnung der Familien. In dieser Figuration sind die Einheimischen die Etablierten und die Neuankömmlinge die Außenseiter. In diese Rollen können sie nur gelangen, weil sie gegenseitig voneinander abhängig sind: Die Neuen wollen ihre Situation verbessern, die Alten ihre erhalten. Die Altansässigen sehen durch die Neuankömmlinge ihren Status und ihre Normen gefährdet. In Winston Parva gefährdeten die Neuankömmlinge den gerade erreichten sozialen Aufstieg eines Teils der dortigen Arbeiterklasse. Die alten, d.h. länger ansässigen Familien installierten folgende neue *Kriterien*, die über das Ansehen in der Gemeinde entschieden.

Angesehen waren diejenigen Personen (vgl. Etablierte und Außenseiter 1965/2002, 218ff.),

- deren Familien schon mindestens zwei oder drei Generationen in der Gemeinde lebten, die also ein relativ hohes *soziologisches Alter* aufwiesen;
- die untereinander zusammenhielten oder sich zumindest zusammengehörig fühlten;
- die über stabile und verlässliche Verhaltensregeln verfügten (sog. *Kanonvererbung*);
- die ein höheres Maß an Selbstkontrolle, an Umsicht und Ordentlichkeit an den Tag legten, kurz: sich *zivilisierter* verhielten;
- die sich an die ungeschriebenen Gesetze, wie Vermeidung privater Kontakte zu den ‚Neuen‘, hielten und
- die eine gemeinsame Geschichte aneinander band oder auch aneinander kettete – in Freundschaft, aber durchaus auch in Feindschaft.

Diese „Dynamik der Rangeinstufung“ (Etablierte und Außenseiter 1965/2002, 111) wird von den Beteiligten kaum erkannt. Die *tatsächlichen* Eigenschaften der Zugewanderten spielen nur eine untergeordnete Rolle; dies gilt auch und gerade für den Bereich der Beziehungen zwischen Menschen unterschiedlicher Hautfarbe oder unterschiedlicher ethnischer Herkunft:

„Was man ‚Rassenbeziehungen‘ nennt, sind also im Grunde Etablierten-Außenseiter-Beziehungen eines bestimmten Typs. Daß sich die Mitglieder der beiden Gruppen in ihrem körperlichen Aussehen unterscheiden oder daß eine von ihnen die Sprache, in der sie kommunizieren, mit einem anderen Akzent und anderer Flüssigkeit spricht, dient lediglich als ein verstärkendes Schibboleth [Erkennungswort; A.T.], das die Angehörigen der Außenseitergruppe leichter als solche kenntlich macht“ (Theorie Etablierte-Außenseiter 1976/2002, 26).

Das Etablierten-Außenseiter-Modell wendet Elias sowohl auf die innergesellschaftliche als auch auf die zwischengesellschaftliche Ebene an; dies wurde und wird auch in der an Elias orientierten Forschung so praktiziert.⁵³ So kann man

53 An die Arbeit von Hermann Korte über „Die etablierten Deutschen und ihre ausländischen Außenseiter“ (Korte 1984) schlossen sich zahlreiche Arbeiten an, die das ‚Ausländerproblem‘ oder die Folgen von Migrationsprozessen in ähnlicher Weise als Etablierten-Außenseiter-Figuration verstanden (vgl. u.a. Eichener 1988; Treibel 2008 [1990]; Dangschat 2000; Gemende 2002; Juhasz/Mey 2003). Für die europäische und globale Ebene sei auf unterschiedliche Beiträge im Band über „Macht und Ohnmacht im neuen Europa. Zur Aktualität der Soziologie von Norbert Elias“ (Nowotny/Taschwer 1993) hingewiesen.

das weltgesellschaftliche Staatensystem als Etablierten-Außenseiter-Figuration in großem Maßstab verstehen. Diese Figuration befindet sich permanent im Umbruch. Frühere Dichotomien und Muster der Ideologie-Produktion sind aufgebrochen und werden durch (scheinbar) neue überlagert: Nachdem der Ost-West-Konflikt entschärft worden ist, hat der Nord-Süd-Konflikt wieder an Brisanz gewonnen.

Ein zentrales Anwendungsfeld für die Etablierten-Außenseiter-Figuration ist die Migrationsforschung. Global betrachtet, gilt das Gefälle zwischen etablierteren und randständigen oder Außenseiter-Regionen als Hauptursache für Wanderungen. Allerdings greift es zu kurz, den Norden oder Westen als die Etablierten und den Süden bzw. Osten als die Außenseiter zu begreifen. Der Süden weist intern viele etablierte(re) Regionen auf, die Ziel von Arbeitsmigranten und Flüchtlingen werden. Nur ein Bruchteil der Migrantinnen und Migranten aus dem Süden geht in den Norden (vgl. hierzu Deutsche Gesellschaft für die Vereinten Nationen 2006; Treibel 2008).

Das Pendant zu der zwischenstaatlichen Ebene sind die innergesellschaftlichen Etablierten-Außenseiter-Figurationen, also die Etablierten-Außenseiter-Figurationen im kleineren Maßstab. Sie sind Folgeerscheinungen der Zuwanderung. Auch sie sind im Umbruch: In den Figurationen von Etablierten und Außenseitern sind Macht und Ohnmacht nicht mehr eindeutig verteilt, wie die Situation in Deutschland im Kontext der Wiedervereinigung zeigt. Viele Zuwanderinnen und Zuwanderer, die immer weniger bereit waren, das Etikett der ‚Gruppenschande‘ zu akzeptieren oder sich sogar gerade dazugehörig fühlten, mussten während und nach der Wiedervereinigung resignierend mit ansehen, wie sie aus dem ‚Wir‘ wieder ausgestoßen wurden, und viele Einheimische schlugen – buchstäblich in ohnmächtiger Wut – um sich, um ihre Zugehörigkeit zum einheimischen ‚Wir‘ (der sie sich nicht sicher sind) zu verteidigen. Die Figuration von Westdeutschen und Ostdeutschen nach der Wiedervereinigung illustrierte die Eliassche These, wonach Neuankömmlinge sich immer ‚hinten anstellen‘ müssen (vgl. Treibel 1999; hierzu auch Neckel 1997). Allerdings scheint es so, als würde das „verstärkende Schibboleth“ (Theorie Etablierte-Außenseiter 1976/2002, 26) einer anderen Haut- oder Haarfarbe oder auch Staatsangehörigkeit zwischenzeitlich wieder mehr in den Vordergrund gedrängt. Die ‚Reihenfolge‘ der Ankunft, das soziologische Alter, wird dann zugunsten ethnischer Merkmale bzw. rassistischer Argumentationen außer Kraft gesetzt.

Die gegenwärtige Diskussion um die starke Zuwanderung von Deutschen nach Österreich und die deutschsprachige Schweiz wird häufig unter dem Stich-

wort der ‚Überfremdung‘ geführt.⁵⁴ Eine erste figurationssoziologische Deutung sei hier vorgestellt. Man könnte vermuten, dass die sprachliche und kulturelle Ähnlichkeit der Angehörigen des sog. deutschsprachigen Raums den Zugewanderten einen Startvorteil verschafft. Dies sehen jedoch manche der einheimischen Schweizer und Österreicher anders. Sie als Etablierte, so die These im Anschluss an Elias, empfinden es als beunruhigend, dass das ‚verstärkende Schibboleth‘ nicht greift. Die deutschen Zuwanderer verhalten sich nicht so, wie es Neuankömmlingen geziemt, nämlich bescheiden und zurückhaltend. Vielmehr, so eine häufige Wahrnehmung, fühlen sie sich gleich wie zu Hause und finden es normal, dass z.B. hochdeutsch gesprochen wird. Belegen sie allerdings Kurse in Schwyzerdütsch, laufen sie Gefahr, damit als ‚typisch deutsch‘ im Sinne von übereifrig und überangepasst zu gelten.

54 Die Schweizerische Boulevard-Zeitung BLICK startete im Februar 2007 mit einer Serie ‚Wie viele Deutsche verträgt die Schweiz?‘ (vgl. <http://www.blick.ch/news/schweiz/deutsche/artikel/56129>; Zugriff am 28.6.08). Im Jahr 2006 stellten die Deutschen nach den Italienern, Serben und Portugiesen mit 11,4% bzw. 172.580 Personen die viertgrößte ausländische Bevölkerungsgruppe in der Schweiz (vgl. <http://www.focus-migration.de/Einzelansichten.1316.0.html>.; Zugriff am 28.6.08).